

Der mit dem Riesenschädel hätte mein Großvater werden sollen. Seine Enkel sind aber dann tatsächlich andere geworden – Sidonie, die ihm so ähnlich sieht, für ein Mädchen nicht gerade von Vorteil, aber sicher wird sie noch hübscher werden im Lauf der Zeit; Nils, dessen Papa ein Pilot ist; und schließlich die kleine Stella. Sie wächst in den Bergen auf, in Tirol, und der Großvater besucht sie sehr oft, er ist völlig verliebt in diese kleine Frühgeburt, weil mit ihr ja auch niemand mehr gerechnet hat. Stellas Mutter und ihre Tante waren eineiige Zwillinge, und bei Zwillingen würde manchmal etwas nicht ganz nach Plan gehen, das ist doch so ein alter Spruch, alt und dumm. Da könne schon einmal etwas vorkommen und das Erwachsenwerden werde möglicherweise recht mühsam und arg. Wenn meine Tanten öfter bei Ärzten waren als andere Gleichaltrige, so wurde gleich geredet und hinter der vorgehaltenen Hand geflüstert, albernes Geschwätz, mit einem Wort. Sie waren eben zunächst zwei versponnene, in sich gekehrte Teenager, die einander hatten und fürs Erste auch nichts anderes brauchten. Sicher dachten sie sich auch allerhand aus, wenn sie so beisammen waren, wer mag der Fantasie von halbwüchsigen Zwillingen schon Grenzen setzen? Schöne Wesen waren sie jedenfalls, mit unglaublich langen schlanken Gliedmaßen, und perfekt symmetrisch gebaut, nicht nur jede für sich allein, sondern auch gemeinsam in ihrer Duplizität – man hätte sie der Länge nach teilen können und die entstandenen Hälften willkürlich wieder zusammensetzen, an ihrer geradezu göttlich erscheinenden spiegelbildlichen Übereinstimmung hätte das nichts geändert. Die Ähnlichkeit mit ihrer Mutter – Regine, meiner Großmutter – war unverkennbar, die hellen Augen unter der hohen Stirn, und diese winzige Andeutung von vorstehenden Zähnen im Oberkiefer, gerade so viel, dass es das Gegenteil von störend war.

Wesentlich zarter waren sie als ihre Mutter, schmaler und länger; auf einen Catwalk hätten sie gehört mit diesen rauchfarbenen Augen und den Giraffenhälsen, aber Catwalk als Begriff für Laufsteg war in den Siebziger- und Achtzigerjahren noch gänzlich unbekannt. Viele beneideten meine Großmutter um ihre hübschen Töchter, wahrscheinlich hatte man sie auch aus diesem Grund so scharf unter Beobachtung. Die Schittenhelms waren ja aus Weisenkirchen nach L. gezogen, und auffallend war sie schon, die ganze Familie, das muss man sagen.

Nicht mehr als einen säkularen Lidschlag jünger war die Welt, als in L. mein Urgroßvater geboren wurde, im selben Jahr, in dem Sonjas Großmama mütterlicherseits das Licht der Welt über den mährischen Feldern, westlich des Niederen Gesenkes, erblickte.

Wer war denn Sonja? Sonja stammte aus dem Freundeskreis meiner Großmutter, zugeordnet den fröhlichen Siebzigerjahren des zwanzigsten Jahrhunderts, als man noch unbegrenzt, verschont von Warnrufen, in der Sonne liegen durfte, mutig Alkohol getrunken wurde, ohne sofort und unmittelbar an Unfallfolgen oder Gesundheitsschäden zu denken, und Rauchen, ausgenommen über offenen Benzinkanistern, immer und überall erlaubt war.

Die hübsche Sonja, welcher der Hang zum hausgemachten und selbst verschuldeten kleinen Unglück hartnäckig anhaftete, eben jene Sonja, deren Sohn auf einer Schultoilette gezeugt worden war, hatte einmal zu dieser Zeit beim Trinken so maßlos übertrieben, dass sie sich auf dem Rücksitz eines Autos, genau über der Lederjacke meines Großvaters, erbrechen musste. Einerseits war diese Episode nicht besonders interessant, andererseits war sie jahrelang nicht totzukriegen. Die Lederjacke war insofern erwähnenswert, als es sich um ein besonders schönes Stück gehandelt hatte, bei weitem das kleidsamste, das der Großvater damals besaß und überhaupt je besessen hatte. Sie war aus sandfarbenem Waschleder, weich und fein, und

obwohl, wie gesagt, aus Waschleder, zum tatsächlich Gewaschenwerden doch höchst ungeeignet. Anselm, mein Großvater, konnte sie zwar nachher noch tragen, sie wurde aber nie mehr das, was sie vorher gewesen war, hatte Charme, Eleganz und Geschmeidigkeit verloren. Die Frage nach der Neuanschaffung einer ähnlichen oder gar gleichen Jacke stellte sich nie. Vielleicht sollte es ja – keineswegs bewusst – eine Art Bestrafung für Sonja darstellen, dass mein Großvater eigentlich nie mehr in einem dermaßen flotten Oberteil zu sehen war.

Als die kleine Berta Czerny im Jahr 1880 in der Stadt Olmütz, heute Olomouc, geboren wird, ist Mähren ein Kronland der Monarchie, und noch weiß freilich niemand, dass Berta eine Enkelin haben wird, der einmal über einer sehr schönen und teuren Waschlederjacke zum Brechen elend sein wird. Ferner weiß man nicht, dass diese Sonja meinen eigenen Urgroßvater zum Großvater haben wird, zum Großpapa väterlicherseits. Und obwohl aufs Jahr gleich alt, waren Berta Czerny und Eugen Stein doch Menschen von verschiedenen Sternen, sozusagen. Aber beide haben Sonja sehr lieb gehabt.

Das kleine Gasthaus der Familie Czerny befand sich in Olmütz unweit der Kirche Maria Schnee. Für Albert und Sonja gehörten die Erzählungen der sudetendeutschen Großmutter zur Sprachkultur ihrer beider Kindheit – die mährischen Wirtshausgeschichten von den farbenfrohen Gestalten einer sudetenländischen Gasthausszenerie: vom so genannten Reizkerkerle zum Beispiel, dem ewig besoffenen Pilzesammler, der nach seinen torkelnden und dennoch höchst zielgerichteten Streifzügen durch die Wälder der Umgebung den geschmackvollen Inhalt seiner Körbe den Czernys verkaufte. Diese, typische Vertreter der berühmten böhmischen Kochkunst, stellten daraus die herrlichsten Gerichte her, Zauberer der Improvisation waren sie allesamt, gewohnt, aus dürftigen Alltagszutaten oder manchmal sogar erbärmlichen Resten denkwürdige

Speisen herzustellen, zu denen etwa Bertas berühmte Suppe aus altem Brot gehörte.

Diese Berta war dann im Jahr 1912 mit ihrem Mann und der kaum einjährigen Tochter in die Hauptstadt gekommen, mitten hinein in diese Zeit der dauerhaft und knallhart geführten Kämpfe zwischen Links und Rechts, mitten hinein in diese Zeit gewaltiger sozialer Gegensätze, in denen die Hausherren, die sprichwörtlichen, reich wurden, und vor allem Familien mit mehreren Kindern der Verelendung preisgegeben waren. Es gab in Wien Tausende so genannte Bettgeher, die keine eigene Wohnmöglichkeit hatten, sondern nur die Option, ungefähr acht Stunden am Tag ein Bett in einer fremden Wohnung benützen zu können. Die restliche Zeit wurde von den meist Arbeitslosen gern in billigen Kaffeehäusern überbrückt, auch in den durchaus erschwinglichen Kinos, die neben Unterhaltung auch Wärme und Unterschlupf boten. Der legendäre Doktor Lueger, welcher den berühmten Ausspruch getan haben soll: „Wer ein Jud' ist, bestimme ich“, war seit gerade zwei Jahren nicht mehr Bürgermeister von Wien. Und nicht nur der öffentlich gepflegte Antisemitismus war lebendige Gegenwart, sondern auch der verstecktere Kampf zwischen dem assimilierten jüdischen Bildungsbürgertum und den oft bettelarmen eingewanderten Ostjuden, die zumeist als Händler tätig waren und völlig zu Unrecht den übelsten Leumund hatten.

Berta fand zunächst eine Stellung bei Gerngroß, dem größten, in jüdischem Besitz stehenden Warenhaus von Wien. (Im Jahr neunzehnhundertneunundsiebzig wird das Kaufhaus Gerngroß komplett durch einen Brand vernichtet werden, aber das gehört ja jetzt nicht hierher).

Bertas zuvorkommendes, von überaus guten Manieren geprägtes Auftreten, gepaart mit soliden Kenntnissen an der Nähmaschine und einem zweifellos guten Geschmack in Kleiderfragen, ließen sie dort rasch zu einer gefragten Schneiderin werden. Erst im letzten Kriegsjahr musste sie

ihre Tätigkeit wegen eines heftig wieder aufgeflamnten Lungenleidens, das sich vor allem in blutigem Husten äußerte, zu ihrem Bedauern aufgeben. Zum Glück war es nur eine sehr schlimme rezidive Bronchitis, an der Berta erkrankt war, und nicht Tuberkulose. Immerhin war um das Jahr neunzehnhundertzehn die Tuberkulose für zwanzig Prozent der Todesfälle in der Wiener Bevölkerung verantwortlich.

Berta war rotblond, eine ziemliche Schönheit mit ansehnlichen, weichen Konturen. Bei ihrer Enkelin Sonja wird dieses lichte Erscheinungsbild wieder auftreten, während Tochter Frieda ein herberes Aussehen hatte und beinahe schwarze Haare. Sie war die mit der schönen, großen Habichtsnase, die später dann Viktor heiratete.

Alberts und Sonjas Großpapa mütterlicherseits war bei der Eisenbahn beschäftigt und brachte es bis zum Oberrevidenten, ein achtungsgebietender Titel, unter dem sich die Kinder wenig vorstellen konnten. Jedoch liebten sie die Geschichten der Großmama und ihren wundervollen sudetendeutschen Dialekt, den vor allem Albert als köstliches, nach der mährischen Ahnin angetretenes Erbe hochhielt. Zu seinem Bedauern war ein weiterer Erbgang an eine nächste Generation nicht möglich, da er kinderlos blieb. Noch trostloser als die Tatsache, dass in dieser Familie das mährische Idiom von Vergessenheit bedroht schien, war es, dass sich das nervöse Genie Albert der Fortpflanzung verweigerte; er lehnte es stets ab, über die Gründe zu sprechen.

Frieda, die Mutter von Albert und Sonja, hatte sich in Viktor schon als Vierzehnjährige verliebt, als sie dem etliche Jahre älteren Studenten in der Gegend des Franz-Josefs-Bahnhofs begegnet war. Sie war gerade dabei, für ihre Eltern zwei Krüge Bier zu holen. Es war damals nicht unüblich, die Kinder über die Gasse zum nächsten Wirt um Besorgungen zu schicken, und die kleine dunkle Schönheit mit der interessanten Indianernase war Viktor,

der die Atmosphäre in Bahnhofsnähe sehr inspirierend fand, sogleich aufgefallen. Er sprach sie sehr höflich an und verwickelte sie in ein längeres Gespräch, während sie mit den Bierkrügen ein wenig unschlüssig neben ihm stand und ihm mehr zuhörte, als selbst etwas zu sagen. Er half ihr dann, das Bier zu ihren Eltern zu tragen, und stellte sich ihnen sogleich vor. Zur allgemeinen Überraschung war die Angelegenheit mit diesem Tag sozusagen unter Dach und Fach gebracht.

Eine überaus lange Verlobungszeit folgte. Nach Beendigung der Bürgerschule lernte Frieda Weißnähen und Kochen, ihre Berufsaussichten waren, wie für sehr viele junge Leute damals, in jeder Weise schlecht. Sie flüchtete in die Heimarbeit, für geschickte Mädchen und Frauen ein kleines Zubrot, strickte Kunstwerke in Form von Pullovern, Kleidern und sogar Badeanzügen, die damals eben noch aus Wolle hergestellt wurden und dementsprechend unangenehm und sogar lästige Krankmacher waren, wenn man sie im nassen Zustand am Leibe hatte. Frieda selbst trug diese Badeanzüge, ein Glücksfall hatte ihr eine Unmenge elfenbeinfarbener Wolle beschert; der helle Strick sah prächtig aus an ihrem Terrakottakörper. Eine der großen und noch dazu billigen Vergnügungen für junge Leute war der Besuch des Strandbades in L. Studenten, Arbeitslose und Ausgesteuerte saßen im Sommer am hölzernen Badeschiff, dem Treffpunkt von Jugendlichen, Müßiggängern, Steckenpferdpoeten und Liebessehnsüchtigen.

Hübsche Menschen, diese beiden, die dann Sonjas Eltern werden, Frieda mit ihrem dunklen Pagenkopf und Viktor mit seiner hohen Stirn, die so effizient Klugheit verhiß. Im Winter wurde im Strandbad zu auf alle möglichen Arten improvisierter Musik Eis gelaufen oder gar getanzt. Es waren denkwürdige Winter, kalte Winter, mit tage- und wochenlang gesicherter Eisdecke. Berühmt wurde der Eisstoß im Februar des Jahres neunzehnhun-

dertneunundzwanzig, der die Donau auf einer Länge von vierzig Kilometern zufrieren ließ, so wird erzählt. Den nächsten überlieferten Eisstoß gab es erst wieder Ende Jänner dreiundsechzig.

Noch vor der Hochzeit war Frieda zu Viktor nach L. gezogen, zunächst zu seinen Eltern. Erst nach mehreren Jahren bekamen sie eine eigene Wohnung.

Die Freundschaft zwischen Sonja und meinen Großeltern bestand trotz der verunstalteten Lederjacke viele Jahre lang. Für die Großmutter war die Wohngemeinschaft, in die sich Sonja in den Siebzigerjahren wie in eine geschützte Werkstatt zurückgezogen hatte, eine häufige Anlaufstelle und gern in Anspruch genommene Abwechslung von ihrem Alltag. Ihre Besuche bei den einige Jahre Jüngeren lagen ihr sehr am Herzen, jedes Mal ging sie gestärkt wieder heim, wobei die Stärkung sowohl einen physischen als auch seelischen Aspekt beinhaltete. Immer standen Flaschen auf gemütlichen Tischen, Sonja und ihre Mitbewohner waren äußerst gastfreundlich und Regine konnte dann Anselm kleine Begebenheiten aus dem Leben der Kommunarden berichten.

Für kurze Zeit war meine Großmutter während dieser Besuche Zeugin und Teilhaberin eines ungewöhnlichen Lebens und setzte auch jedes Mal durch ihre Erzählungen, ohne es zu wollen oder auch nur zu bemerken, Anselm den winzigen Stachel einer begehrliehen Eifersucht ins Fleisch. Seit Sonja in einem sehr schwachen Augenblick dem säuerlichen Inhalt ihres Magens über Anselms Lederjacke freien Lauf gegeben hatte, empfand er eine behutsame, seinem Wesen sonst völlig ungewohnte, aber weder sich selbst noch jemand anderem eingestandene Vorliebe für die große Blonde.

Auch wenn anderes behauptet wird, so war wohl Vorbild und Stammmodell aller aktiven und längere Zeit bestehenden Wohngemeinschaften die Kommune Nummer 1, diese berühmte Münchner Vereinigung langhaariger, malerisch gekleideter junger Menschen, die nicht zuletzt durch die Schönheit einer gewissen Uschi Obermaier internationale Berühmtheit erlangte. Dass das prachtvolle Aussehen und die so offensichtlich zelebrierte Freiheit der

Oberkommunardin, gepaart mit dem glückseligen Vasalentum der mit ihr zusammenwohnenden Männer, in mehr Wohngemeinschaften als man je hätte aufzählen können zu Streit und Hader führten, war eine oft erst Jahrzehnte später zugegebene Tatsache. Die auf unzähligen Titelseiten zur Schau gestellte Schönheit der O. blieb ein singuläres Phänomen, und auch die offensichtliche Lässigkeit der männlichen Mitbewohner war in der Praxis kaum zu erreichen, desgleichen nicht der Idealzustand der lauthals proklamierten freien Liebe und eines ungeknebelten Sexlebens. Dieses war in einer großen Zahl der Fälle ein Männertraum, die Frauen hetzten ihm mehr oder weniger gezwungen hinterher.

Den Ehrgeiz, in völliger Zwanglosigkeit zu leben, gab es in Sonjas Wohngemeinschaft jedoch nicht. Zunächst bestand sie aus sieben Personen, zwei Paaren mit insgesamt drei Kindern. Die Idee zu ihrem gemeinsamen Leben war ihnen unter einem jener Umstände zugefallen, die Vorrechte von Menschen unter dreißig sind: eine in der hellwachen Klarheit fortgeschrittener Alkoholisierung entwickelte Vision, die sich dann trotz Ernüchterung als tadellos standfeste Konstruktion erweist. Sie waren zu viert und liebten einander. In einer mit der Gesamtheit ihres Daseins verglichenen kleinen Zeitspanne, die nichts so wenig duldet wie den krampfhaften Versuch einer Verlängerung bis zur Dauerhaftmachung, war diese Liebe ein Idealzustand, eine ausgewogene Balance, ein nach allen Seiten gleichmäßig anzeigender Seismograph körperlicher Lust, keinen von ihnen speziell bevorzugend, niemanden ausnehmend, alle in zärtlichem Rundumschlag mit einbeziehend. Es galt, diese Harmonie schnellstmöglich zu legalisieren.

Sie wurden eine Familie, unter einem Dach, lebten die Freuden des kollektiven Ejakulats. Im großräumigen Zimmer, kaum durch eine provisorische Wand in zwei Bereiche getrennt, eigentlich mehr ein Alibi für ihre Kinder oder

Außenstehende, der verspielte Versuch, für jedes der beiden Paare einen privaten Raum zu schaffen, eine vorge-täuschte monogame Intimität, die damals tatsächlich keiner von den Beteiligten wollte; die einfache und stets aufgehende Rechnung von der sich multiplizierenden Lust, so banal wie großartig. Dazu das Triumvirat der fast gleichaltrigen Söhne, auch das ein Glücksfall.

Nie wieder würde Sonja so hübsch sein wie in diesen Tagen. Ihre blasse Blondheit mochte dazu neigen, nicht lange anzuhalten, bald undeutlich zu werden, zu verschwimmen oder zu zerfließen. Die wenigen, schon vorhandenen geplatzten Äderchen auf den Wangen würden sich vielleicht vermehren und ihrem Teint eine ungesunde rötliche Färbung verleihen, wie es ältere Blondinen mit jenem gewissen Stich ins Kupferrote des Öfteren trifft.

Aber jetzt, jetzt in diesem Moment ist sie nicht zu schlagen.

Während die wohl bekannten Rosenfinger draußen vor den Fenstern den Tag einzufärben beginnen, wird Haushalt geübt und gespielt, werden Kinder mit Frühstück versorgt, wird abgelaufene Milch mit leichtem Stich über Cornflakes geschüttet und Tee in den berühmten bauchigen Kannen serviert. Der Reihe nach wird das Badezimmer benützt, es ist noch eine provisorische Angelegenheit. Das warme Wasser ist immer zu knapp und die Wände sind nur roh verputzt und nicht verflies; aber die beiden Frauen riechen, vor allem jetzt am Morgen, nach Wolken von Seife und Haarshampoo, sie tragen Schlaghosen und Tuniken aus indischer Baumwolle oder bestickte Blusen aus Käseleinen. Die Achselhaare müssen nicht rasiert werden, ebenso ist Evas kräftige, rassige Beinbehaarung noch völlig legitim und kaum jemand gebietet dem natürlichen Wuchern der Schamhaare Einhalt. Sonjas blonder Flaum, nirgends besonders ausgeprägt, wird auch in späteren Jahren verbleiben dürfen.

Es gibt ein Auto, welches Tag für Tag den anfallenden Zwecken entsprechend eingesetzt wird. Eva und Erich studieren und müssen mehrmals in der Woche nach Wien fahren, Eva arbeitet zusätzlich stundenweise in der Redaktion der Österreichischen Hochschulzeitung. Sonja, welche die hauptsächliche Betreuung der drei Kinder übernommen hat, hilft in L. in einer Boutique aus und macht dort auch Änderungsarbeiten, sie ist ähnlich geschickt wie ihre Großmutter Berta aus Mähren. Die Buben bringt sie in die nahe Schule, dafür braucht sie das Auto nicht. Zu Mittag werden die drei wieder abgeholt, Sonja beschäftigt sich dann mit ihnen, bei schönem Wetter spielen sie auch manchmal allein draußen im Garten, und der gelegentliche Besuch meiner Großmutter mit ihren drei Mädchen wird von Sonja sicher als Abwechslung empfunden.

Michael, der irgendwie fest zu Sonja gehört und an seinen besten Tagen für den kleinen Schultöiletten-Johannes ein geradezu rührend guter Vater ist, hat einen richtigen Beruf, mit mehr als vierzig Arbeitsstunden in der Woche. Er verdient als Einziger wirklich und regelmäßig gutes und notwendiges Geld; tatsächlich wird die finanzielle Frage in nicht zu ferner Zeit einer der Auseinandersetzungspunkte werden, obwohl der Konflikt zunächst einen anderen Namen haben wird.

Aber jetzt lachen alle vier mit ihren weißen, noch tadellosen Zähnen ins Leben hinein und den sauber gewaschenen neuen Tag an. Eva umarmt die Buben, nimmt ihren Beutel mit den Skripten und fährt mit Michael und Erich stadtwärts. Eva hat schräge, mandelförmige Augen, die in ihren schlechten Momenten fast hinter den Lidern verschwinden, und lange, glatte schwarze Haare, in häuslichen Stunden gerne als Blusenersatz über den winzigen, unmittelbar unter den Schlüsselbeinen liegenden Brüsten getragen. Ihre Beine sind ein wenig krumm, ganz leicht und unauffällig, aber eben doch. Diesen nicht wesentlich, aber doch krummen Beinen ist Erich auf seine Weise völlig

verfallen, und lange Zeit war das Erste, was ihm einfiel, wenn er an sie dachte, dieses in die Länge gezogene Omega ihrer braunen Waden, das sie gerne mit einem der gerade auch in Österreich allgemein in Mode kommenden Miniröcke aus Wildleder betonte. Ebenso erregend fand er ihre dunkle Beinbehaarung, die niemals störend wirkte, sondern eben ein Teil ihrer von Natur aus olivfarbenen Haut war, die sich am liebsten im Sonnenlicht als dem ihr natürlichsten und ihm offensichtlich voll angepassten Element bewegte. Niemals hatte irgendwer an Eva auch nur die leisen Anzeichen eines Sonnenbrandes gesehen.